

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 260.

Donnerstag, 22. September

1932.



## ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Herzog stotterte tatsächlich wie ein Schulbube, der sich vor seinem Lehrer entschuldigen muß. Er begann Holm leid zu tun. So lenkte er ein.

„Mein Herr, Sie werden verstehen, daß ich nichts von der ganzen Sache begreife. Sie halten meine Tochter für kompromittiert und wollen sozusagen ihre Ehre decken durch diese Heirat?“

„Kompromittiert ist zu hart gesagt. Aber die Gefahr einer Kompromittierung besteht — seit Sie vor den französischen Polizeibeamten stillschweigend zugegeben, daß Sie Henrys Schwester sei.“

„Ihr Sohn hat Sie darum gebeten?“

Goyle zuckte die Achsel.

„Wahrscheinlich!“

„Also: erpreßte Verschwiegenheit. Vielleicht hat er Sie sogar bedroht.“ In Holms Stimme klang der Groll schon wieder durch.

„Sie sahen das Bild meines Sohnes!“ erwiderte Goyle mit einer Würde, die Holm anerkennen mußte.

„Ein angenehmer junger Mensch — gewiß... Dennoch: im Interesse seines schwer kompromittierten Vaters...“

Goyle erhob sich. Seine Selbstbeherrschung war bis auf einen winzigen Rest verbraucht. Es wurde Zeit, abzubrechen.

„Ich sehe, Herr Senator — Sie sind unversöhnlich. Ich verstehe das bis zu einem gewissen Grade. Doch auch hier gibt es Grenzen. Ich habe getan, was mir möglich war, meinen großen — sehr großen Fehler gutzumachen — jetzt werde ich die Entscheidung in die Hand der jungen Leute selbst legen — und in die der Öffentlichkeit.“

„Nach den Wahlen?“ fragte der Senator bissig.

„Sofort!“

„Und ich — übergebe die Angelegenheit der Polizei.“

„Wie Sie wünschen!“

Sekundenlanges Schweigen.

Dann erhob sich Goyle und verbeugte sich sehr leicht. Er schritt ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer, vor dessen Tür er sich mit Jim traf.

Goyle strahlte förmlich vor innerer Befriedigung.

„Schiefgegangen,“ konstatierte Jim mit ehrlichem Bedauern.

Ein Ausländer hätte genau den umgekehrten Schluß gezogen. Jim aber kannte die englischen Diplomaten.

„Henry, Ihr Vater muß mich für sehr gefährlich halten. Sind Sie denn nicht Gefangenenerwärter genug? Weshalb eigentlich noch diese Misses Stable?“

„Denken Sie einmal nach, Gitta!“

Brigitte errötete.

„Henry, zuweilen erinnern Sie mich an die Gouvernanten, die mich als Kind erzogen! Wozu brauchen wir einen Anstandswauwau? Es weiß ja doch niemand, daß ich hier bin.“

„Sie sind ein Baby, Gitta — es wissen doch allerlei Leute.“

„Verschwiegene Diener Seiner Herrlichkeit des Herzogs. Jim war viel netter.“

„Mein Vater brauchte ihn.“

„Henry — wann endlich werde ich befreit?“

Über Henrys offenes Gesicht flog ein Schatten.

„Ich dachte — Sie wären nicht ungern mit mir zusammen.“

„Oh, Henry — aber mein Vater... Gewiß, ich hatte es fast vergessen — eine Zeitlang. Aber es beginnt von neuem, mich unsagbar zu quälen. Ob Ihr Vater wirklich dem meinen Nachricht gegeben hat?“

„Liebe Gitta — er ist heute bei ihm!“

Brigitte sprang auf. Misses Stable, die bei ihrer kniffligen Häßerei (für die Altardecke einer St. Johns-Kirche irgendwo in England!) eingeschlummert war (aber die jungen Leute redeten vorsichtshalber dennoch deutsch miteinander, das verstand sie nicht!), fuhr auf.

Brigitte beachtete es nicht.

„Bei ihm — in Hamburg?“

„In Hamburg — ja!“

„Ich darf —, und nun änderte sich plötzlich Brigittes Stimmung: „Ich muß fort!““

„Was ist Ihnen nun tiefter Ernst, Brigitte — ich darf oder ich muß?“ fragte Henry mit still forschendem Blick.

„Ich weiß nicht — beides...“, entschied Brigitte.

„Kommen Sie mit nach Hamburg. — Aber, Henry, ich muß zu Papa.“

„Ohne Zweifel werden die Väter heute die ganze Angelegenheit schlichten.“

Brigitte zog ein bedenkliches Gesicht.

„Mein Vater wird empört sein — und mißtrauisch. Es ist auch gar zu lange, daß man mich hier festhält. Besser wäre gewesen, man hätte mir Gelegenheit gegeben, meinem Vater mindestens ein Briefchen zu schreiben.“

„Ich machte einen dahingehenden Vorschlag — doch der Herzog sagte, er habe einen besseren Weg gefunden.“ „Hoffentlich! Wissen Sie, Ihr Vater hat zuweilen etwas geradezu Naives. Und wie alle älteren Leute, will er alles immer am — besten wissen. Und damit legt er sich rein.“

„Bedenken Sie: er stammt aus der Zeit, wo ein

Adelstitel wir der seine der Freibrief zu allem war. Diese Herren glauben sich immer über allem, selbst über dem Gesetz. Und das doppelt — wenn sie so unverschämte reich sind wie mein Vater.“

„Was ich nicht verstehe“, sann Brigitte, „ist dies: weshalb ließ er mich nicht gehen, als ich ihm versprach, ihm das Medaillon wenigstens leihweise zu überlassen? Es war doch alles, was er wollte!“

„Er konnte Sie doch nicht gehen lassen, weil Sie inzwischen eine öffentliche Angelegenheit geworden waren. Die Verwandte des Lord Windermere: die vermählte junge Deutsche, nach der man mit Polizei und Militär suchen ließ. Die Sensation im Süden. Man glaubt heute wahrscheinlich, Sie seien tot.“

„Und wie — denkt sich Ihr Vater — soll ich nun wieder hervortreten?“

Henry Clifford errötete über und über.

„Darüber verhandeln mein Vater und der Ihre vielleicht zu eben dieser Stunde.“

„Oh weh — Vater wird nicht entgegenkommend sein. Je mehr er sich gesorgt hat, desto weniger.“

„Lezten Endes haben Sie den Ausschlag zu geben.“

„Ich? Gott, ich bin zu allem bereit, nur, um wieder — frei zu werden.“

Henry Clifford errötete noch heftiger.

Brigitte sah ihn erstaunt an.

„Übrigens — wäre es nicht ratsam, das Medaillon schiden zu lassen? Ich könnte Ines“ — längst wußte Henry, wohin sie es geflüchtet — „doch von hier aus schreiben“, schlug sie vor.

„Aber Brigitte“

„Sie schreiben Adresse und Absender — und an Ihre Adresse wird es hier geschickt.“

„Lassen wir diese unglückliche Geschichte. Besser, mein Vater hört nichts mehr davon. Er bekommt sonst wieder seine alte Lust am Prozessieren.“

„Im Gegenteil — wenn er sieht, daß ein Irrtum vorliegt...“

„Wir schreiben einen Eilbrief! Wenn aber irgend-eine Beziehung zu dem Prozeß vorhanden wäre — warum nicht sie ausnutzen? Es wäre doch entzückend, wenn ich dem Herzog hülfle, seine Sache zu gewinnen — wenn ich sozusagen ihn mit der Herzogswürde der Arles belehnte.“

„Ach, Gitta — mein Vater kann sie niemals annehmen. Ein Hausgesetz verbietet, daß die Duke of Goyle Titel und Würden tragen, die nicht der König von England verleihen kann. Damals — als unser Geschlecht nach England kam, vertrieben aus Frankreich — hat der englische König, das heißt, es war eine Königin...“

„Elisabeth?“

Er verneinte mit einem bedauernden Lächeln.

„Anna...“

„Anna? Von der haben wir wenig gehabt. Im Neubauer stand nur ein ganz kurzer Paragraph und der Studienrat wußte noch weniger. Ihr Mann war in Dänemark und sie in England — komisch, nicht wahr? Aber Sie haben doch Schlösser hier in Frankreich?“

„Ein uraltes Heimweh unseres Geschlechts! Angli-fiert waren wir bald. Schon der dritte Goyle war guter Geschäftsmann. Ein Urgroßvater sanierte sich mit Clive in Indien. Aber die Sehnsucht nach Frank-reich blieb. Man kaufte Schlösser und Landsitze. Und ich selbst — bin ich nicht mehr in Paris als in London? Von meinem Vater ganz zu schweigen.“

„Und hier — Monplaisir?“

„Hat mein Vater gekauft — vor knapp zwei Jahren. Es ist ein direktes Besitztum aus dem Nachlaß der Her-zöge von Arles.“

„Wenn Ihr Vater den Titel nicht annimmt, so — handelt es sich nur um Geld!“

„Um Liegenschaften — ja! Den Titel führt der älteste Sohn.“

„Sie, Henry?“

Der Lord Rudyard verneigte sich lächelnd.

„Ich, Mylady!“

„Ach, Henry — wir wollen Ines schreiben. Es wäre doch reizend, wenn Sie — Herzog von Arles heißen

würden. Freilich: Henry Clifford klingt mir ver-trauter.“

Misses Stable erhob sich.

„Ich denke, wir treten das Haus ein“, übersetzte sie wortgetreu ihre Muttersprache zu einem eigenartigen Deutsch — das fließende, das Henry und Brigitte redeten, verstand sie nicht, obwohl sie so tat, als ob... „Es bekommt kalt.“

Die jungen Leute erhoben sich gehorsam gleichfalls.

Misses Stable gehörte zu Grannees Hofstaat, leitete irgendeine ihrer Wohltätigkeitsanstalten und war eine der vielen blindergebenen Personen. Das sicherte ihr die Hochachtung der ihr für einige Zeit Anvertrauten.

Henry gab das Beispiel — und Brigitte — obwohl sie die dürre Dame verabscheute — folgte als guter Kamerad.

„Sie ist dumm und häßlich“, hatte sie gesagt — aber Henry hatte entsezt gemahnt: „Brigitte — how unkind“ — „wie ungütig.“

Die deutsche Geradheit und Rauheit stieß ihn bei Brigitte zuweilen ein wenig. Aber er korrigierte als-dann sogleich sein Gefühl. Rude but honest — rauh, aber ehrlich — und nicht einen Funken kokett. Er war stolz auf seine junge „Gefangene“.

Die öffentliche Meinung ist wie der Wind — man hört sie wehen — aber man weiß nicht, woher sie kommt.

Vor allem das hat sie mit ihrem Bruder Justikus gemein — sie dreht sich beständig.

Das erlebte Goyle.

Er hatte kennengelernt, was es bedeutete, langsam, aber sicher die schiefe Ebene der Unpopularität herab-zurutschen — aber nun — er gestand sich, nicht zum wenigsten durch die geistesgegenwärtige Unversfroren-heit seiner Frau — war die Stimmung fast ins Gegen-teil umgeschlagen.

Man kam allmählich zu der Überzeugung, daß die verschwendete junge Deutsche das Opfer eines Ver-brechens geworden sei — verschwendete ein Mitleid aus sicherem Port an sie — und begrub sie sozusagen. Daß jemals das Gerücht habe aufkommen können, Goyle — der alte, ehrwürdige Gewährsmann unserer Partei“, schrieb die konservativen Blätter zum zweifelhaften Vergnügen des Herzogs — habe an einem solchen Schurkenstreich Anteil, schien der Öffentlichkeit mit einem Male als eine ordinäre Wahlmacherei der geg-nerischen Parteien.

Der gänzlich unschuldige Windermere, dem seit Bri-gittens Verschwinden die Politik vor dieser internen Familienangelegenheit zurückgetreten war, kam in Ver-dacht, das Unglück seiner Verwandten zu einem Wahl-manöver ausgenutzt zu haben — und verlor an Sym-pathie. Näheres über Beweise und Gegenbeweise wußte kaum jemand. Man bildete sich seine Meinung nach Eindrücken rein gefühlsmäßiger Art. Die konservative Partei machte sich diesen Umwälzung der Stimmung zu-nutze. Sie hegte gegen die Liberalen mittels der herr-schenden Konjunktur — und erreichte, daß in dem frag-lichen Wahlbezirk ihre Chancen bedeutend stiegen.

(Fortsetzung folgt).

## Falter.

Die Lampe warf einen grünen Schein  
Mir übers Papier und die Hände.  
Ein braunbunter Falter von draußen herein  
Kam im mein Zimmer, ganz leicht und fein,  
Und flatterte schon um die Wände  
Und flog seine Kreise näher und dicht  
Als lockte ihn Leuchte und Blende — —  
Vielleicht glückte er mir im Fluge ums Licht,  
Im jugendlichen Gleiten der Hände...  
Was heißt denn Leben? Falter nur sein  
Und flüchtig die Lampen zu streifen?  
Vielleicht auch das: Besüßelter sein,  
Von Schwere frei in Höhen hinein  
An Sterne und Wolken zu greifen!

Hans Holsmann.

# Septembertage in der hohen Rhön

Von Dr. Karl Korn.

Die alte fromme Bischofsstadt Fulda liegt, ein paar vereinzelt Rhönbergen vorgelagert, im grauen Morgen-  
neid da. Die Höfe, Kloster- und Schloßbauten, Kirchen, der  
Dom haben etwas von der Herbheit und Monumentalität  
des Gebirges, das wie kein anderes in Mitteldeutschland zum  
Wandern, zum einsamen Wandern lockt. Lustig dampft die  
Seitenbahn ins vordere Bergland, immer in östlicher Rich-  
tung bis Hilders. Da steige ich aus, mit festgepadtem Rud-  
sack, derben Stiefeln, Windjacke. Die Talmulde, durch die  
das Züglein fährt, liegt immerhin 450 Meter hoch. Zur  
Linken und zur Rechten steigen die Berge an; die Hänge sind  
sanft gewellt, meist leicht überschaubares Weideland. Wie  
verstreute Bladen sind hier und da ein paar Wälder in die  
fahlen Weidesflächen hineingemengt. Manche von den schön  
gerundeten Kuppen sind mit einer kleinen Haube von  
Buchen- oder Tannenwald bestanden. Wie der Büschel eines  
Rasierpinsels nimmt sich das aus. Mein erster Berg, den  
ich nehmen will, heißt drum schon der „Buchschrutkuppel“.  
Man geht so lautlos über das kurze Gras der Weiden die  
Galden hinan. Wertwürdige Steinwälle teilen die Fläche  
in Felder auf. Aus einem Brunnenrohr läuft ein klarer  
Strahl frischen Bergwassers in einen hohlen Baumstamm.  
Die Tränke fürs Weidevieh. Wohin man schaut, überall  
am Hang gehen ruhigen Gangs Trupps von fünf, sechs gelb-  
braunen Kühen einher, friedlich grasend, stundenlang.  
Irgendwo taucht ein Hütchen auf, der den Steden suchend  
schwimmt, das Hütchen verwegen auf dem Ohr trägt.

Droben auf dem Kuppel ist das Weideland nicht so schön  
eben wie am Hang; hier ist alles mit dicken Steinen, die mit  
einer Kappe von Moos und dürrer Gras überpolstert sind,  
bedeckt. Eine Rote von zwanzig Männern haut die Wäden  
mit Pichel und Karst aus dem Boden, schichtet daraus die  
Wälle auf, die mir schon am Hang auffielen, und gewinnt so  
neues Weideland. Arbeitsdienst versichern sie mir und  
weisen mir den Weg.

Dann geht der Weg stundenlang durch wilden Buchen-  
wald. Auf dem breiten Rücken des Höhenzugs, der nach  
Süden zieht, ist es unglaublich einsam. Mitunter tritt man  
aus dem Wald heraus und kommt über eine schöne Berg-  
halde, ringsum liegen die sanft gerundeten Büdel der Berge.  
Der Ellenbogen ist ein solcher Büdel; die Konturen des  
Berges, von weither sichtbar, sind kühn und rund und weich  
geschwungen. Pfähle mit Wegezeichen, die den grasigen Pfad  
begleiten, dem Stillsitzer im Winter unentbehrlich, laufen  
den Hang hinauf. Es ist alles in der klaren Luft zum  
Greifen nah und nur die perspektivische Verjüngung dieser  
Pfähle gibt dem Raum etwas Tiefe und Weite. Droben in  
820 Meter Höhe ist es in diesen Septembertagen noch sehr mild.

Rückwärts liegt das Eisenacher Haus, wohin sich  
mancher gerne flüchtet, der einmal ein paar Tage ganz ein-  
sam sein will. Der Berg ist durch eine flache Mulde von  
einem südlichen Höhenrücken getrennt. Da will ich hinüber,  
um zu dem höchstgelegenen Dorf Deutschlands, nach Franken-  
heim, hinunterzusteigen. Da wohnen in 750 Meter Höhe,  
inmitten von armseligen Weiden, die meist mehr Stein-  
wüsten zu nennen sind, arme Arbeitersleute; die paar  
Bauern kann man zählen. Es wächst kein Getreide hier  
oben, kaum ein paar Erbsen. Man geht in die Zigarren-  
fabrik, in den Steinbruch, sucht Beeren und tut Heimarbeit,  
ein kümmerliches Dasein in diesem thüringischen Dorf. Die  
Menschen sind misstrauisch, Häuser und Höfe von entseßlicher  
Armut.

In der Nähe das schwarze Moor. Das ist am andern  
Morgen in der Frühe mein erstes Ziel. Auf dem Hoch-  
plateau liegt eine nur ganz leicht gewölbte Mulde, so daß  
das Wasser nach keiner Seite einen Abfluß hat. Da ist denn  
das Moor entstanden. Der Pfad läuft in etwa zwanzig  
Meter Entfernung vorbei. Die Farbe ist wie häßliche  
braune Bewesung, ein paar verkrüppelte schwarze Bäume  
stehen mitten im Moor. Ich setze den Fuß auf die filzige  
Moosbede, das Wasser gurgelt und schmaht unter der Sohle.  
Schnatzen und allerlei Stachmüden surren in der heißen  
Sonne über dem Morast und dem schwärzlichen Sumpf.  
Schnell weiter.

Es kostet Mühe, in der prallen Sonne auf den Queren-  
berg hinaufzusteigen. Bald geht's wieder talwärts, die  
Weide ist wieder fetter und saftiger. Drunten liegt Wüsten-  
sacken. Alles hat ein wenig Hochgebirgscharakter, die  
frischgemolkene Milch, die man aus irdenem Krug in vollen  
Zügen hinuntertrinkt, das Weidevieh am Hang, die fahlen  
Matten vor allem, die runden, meist baumlosen Bergbüdel,  
auf denen hier und da mal ein krüppeliges Knieholz einsam  
wächst. Der Rhönwanderer muß auf und ab und auf und ab:

Hinauf zur Wassertuppe. Es ist immer von neuem reizvoll,  
die Umrisse des Bergs immer klar vor Augen zu haben,  
worüber sich der blaue Himmel wölbt. Bis zur letzten Höhe  
ist die Sicht ins jenseitige Bergland, über Mulden und kleine  
Dörfer hinweg, versperrt. Man eilt zum Gipfel und be-  
herricht plötzlich mit dem Blick die Weite. Schuppen und  
Berggasthöfe, Fliegerhäuser, stabile, wenig elegante Autos,  
Traktoren und weiße schnittige Flugzeuge, das gehört heute  
zur Wassertuppe. Am späten Nachmittag komme ich an.  
Gerade ist Start der Segelfliegerschule. Schwank und graziös,  
zerbrechlich ist der weiße Vogel, ganz vorn sitzt angegurtet  
der junge Flieger. Die Laue, von fünf, sechs Jüngens an-  
gestraft, ziehen das Flugzeug nach vorn, es hebt sich und  
gleitet, vom leichten Abendwind sanft aufgehoben, in der  
Richtung nach Gersfeld davon. Ein paar elegante Schleifen  
und Kehren, ein nochmaliges Aufgleiten, eine Biegung zur  
Seite, sanft setzt der Flieger auf dem hügeligen Gelände der  
Tufe auf, einem der Wassertuppe vorgelagerten tiefer ge-  
legenen Berg. Schon startet ein zweiter, der sich alsbald  
hart neben den ersten setzt, und so geht es weiter. Oben  
stehen die Sportexperten und loben und tadeln, reden von  
Höhensteuern, Auftrieb und anderen fachverständigen Dingen.  
Muß das ein beneidenswertes Leben hier oben sein in netter  
Jugendgemeinschaft, die sich ein gemeinsames Ziel gesetzt hat.  
Die abendliche Dunkelheit steigt rings vom Horizont herauf.  
Lautlos geht der Schritt über das weiche Graspolster. Der  
Weg führt hinunter nach dem schmucken, recht betriebsamen  
Städtchen Gersfeld.

Nah beieinander liegen die hohen Berge der Rhön. Die  
Wassertuppe ist 950 Meter hoch, der Kreuzberg 930. Jetzt  
geht's am nächsten Tag ins Bayerische. Überall stehen Bild-  
stöcke und fromme Wegzeichen mit den hübschen Formen des  
bäuerlichen Barock. Der Kreuzberg ist durch das Franzis-  
kanerkloster, das da oben in 900 Meter Höhe liegt, weithin  
bekannt. Drei hochragende Kreuze sind auf der Höhe auf-  
gerichtet. Eine schöne Erinnerungsstätte, ein rechter Kal-  
varienberg. Aus schwarzgrauem Stein, in den derben und  
urkräftig geschwungenen Formen barocker Zeiten gebaut,  
stehen rings am Berghang kastenartige Kapellenhäuschen,  
wie Felsklöge malerisch über die Höhe verstreut. Es sind  
bildliche Darstellungen der Leidensstationen Christi und mit  
laut schmetternder Blechmusik ziehen die Prozessionen der  
bäuerlichen Waller von Station zu Station. Aber drunten,  
etwas weiter abwärts in den kühlen Hallen des Klosters, da  
drängt sich die Menge um den Mann in brauner Kutte. Der  
schenkt das schäumende Bier aus, das die Mönche nach alter  
Hausmannsart hier oben seit langen Zeiten selber brauen.  
Derbe, bayerische Urlaute schwirren ihm und her und der  
lahlgeschorene Franziskanerbruder lacht dazu. Ich hab ihn  
im Verdacht, daß er zuweilen ein Steintrüglein selber leert,  
natürlich nur, um die Güte des Gebraus, das er da aus-  
schenkt, zu kosten, zu Ruch und Frommen der Waller von  
nah und fern. Am Südbang des Kreuzbergs ist der Blick  
über die Rhönberge bis fast ins Maintal hinunter an klaren  
Tagen offen. Ganz deutlich blitzen die Dächer des 25 Kilo-  
meter entfernten Bad Kissingen in der Sonne. Ein Windrad  
klappert und rauscht den ganzen Tag auf der Kuppe. Es  
treibt das Pumpwerk, mit dem die Mönche das Wasser ins  
Kloster heraufholen. — Ich entgehe nicht der Verlockung, im  
Kloster derb und gut zu essen und dann stundenlang droben  
auf dem Berg zu „aalen“.

Es muß auch in der Rhön so etwas wie einen Berg-  
toller geben. Ich will noch zu dem gleichfalls über 900  
Meter hohen Dammersfeld, in nordwestlicher Richtung vom  
Kreuzberg. Aber da zieht nach dem ungewöhnlich heißen  
Septembertag ein schwarzes Gewitter, während ich unter-  
wegs bin, herauf mit einer drohenden breiten Wollenwand  
und in breiter Fläche über die Berge leuchtenden Wüthen.  
Wie wildgeworden tobt ein wütender Wind über die fahle,  
völlig eisförmige Kuppe des „Eierhau“. Rings rollen die  
Donner. Da blinken, Gott Lob, in anderthalb Kilometer  
Entfernung die Lichter einer Hütte des Rhönklubs; die  
Karte verzeichnet das Haus Franken, das ich richtig noch  
soeben vor Ausbruch des Unwetters erreichte. Drinnen regel-  
rechter urgemüthlicher Hüttenbetrieb. Der Herbergswater,  
Feldbetten übereinander. Dedden, Schlaffade, die Gemein-  
schaftsküche, wo man sich sein Süppchen kocht. Bei Petroleum-  
lampenschein der Kreis der Rhönwanderer, Pfeifengrün,  
Würzburger Dialektlaute, urkräftiges Geprülle mit Cognat  
und ähnlichen guten Dingen. Muß das im Winter erst schön  
sein, wenn die Hütte im Zeichen des St. steht!

Andern Morgen Abschied von der Rhön, letzter Blick vom  
Dammersfeld auf Kreuzberg und Milsburg und die Mulden  
dazwischen, die Weiden, das grasende Weidevieh. Über den  
Landrücken geh's heimwärts, heraus aus dem Gebirg nach  
Elm. Von da führt die Bahn über Schlüchtern westwärts.

## Der „andere“ Blücher.

Nicht von seinem Kriegsruf und seinen Selbentaten will ich heute erzählen, sondern von dem Menschen, dem deutschen Manne Blücher, wie wir ihn aus seinen Briefen, seinen Reden, den Aufzeichnungen und Berichten seiner Zeitgenossen kennen.

Amst hat ihn treffend gekennzeichnet, wenn er von den „zwei verschiedenen Welten“ in Blüchers Gesicht sprach; er hat uns den großen Mann geschildert: „Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, runden Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten, erstaunte man über sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten die selbst bei Schmerz und Spas, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen! Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgebreitet, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarz-dunklen Augen wegen, die der finsternen Meeresbläue glichen, fast eine Meeresschwermut nennen möchte. Denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Jora... Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier sah immer die Hufarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen, sogar bis in die Augen hinauf lief, und etwas von einem Marber, der auf seinen Fang lauert.“

Steffens, von Beruf Theologe, dann Blüchers Adjutant und Chef des Nachrichtenwesens, nennt Blücher den „moralischen Mittelpunkt“ des ganzen Krieges. „Er war ein Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber als solcher von grundloser Tiefe. Als alles geklärt schien, war er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres. Der entschiedene Haß gegen den Tyrannen war mit der zum Instinkt gewordenen Überzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs engste verschmolzen.“

Es ist falsch, Blücher lediglich als tollen Hufaren, als Draufgänger oder Haudegen zu bezeichnen. Bei allen seinen Maßnahmen verfuhr er stets mit Überlegung, handelte nach einem wohlbedachten Plan und zog sich oft zurück, wo er einsah, daß er nicht durchkommen würde. Er wußte jedesmal, worauf es ankam, beurteilte Sachen, Menschen und Umstände stets richtig, er verstand es, an sich zu halten, zu schweigen und zu gehorchen. Stets hat er sich den beim mündlichen Vortrage überzeuge... vorgetragenen Maßnahmen seines genialen Generalstabschefs Gneisenau gefügt, wenn er sie für richtig hielt. Dankbar hat er deshalb seinen großen Stabschef seinen „Kopf“ genannt.

Er war und blieb aber immer der „Feldherr“: er hatte das stets richtige Gefühl für die Entscheidung, er besaß — kurz gesagt — den wahren Feldherrn-Instinkt, die Macht des Gemüts und des Willens, im gegebenen Augenblick die richtige Entscheidung zu treffen. Er hat das selbst gewußt, und im Jahre 1815 nach Waterloo, als er zum zweiten Male die Rinnen von Paris sah, bekannt: „Meinem eisernen Willen verdanke ich alles.“ Aber sein Kommando hinweg wirkte er durch seinen ungebundenen Mut, durch den Schwung und die Kraft seiner Persönlichkeit. Der „Marschall Vorwärts“, wie ihn die Russen zuerst nannten, wurde die vollständige Gestalt der Befreiungskriege. Napoleon scheute ihn am meisten von allen seinen Gegnern. „Der alte Teufelskerl!“ — sagte er — „hat mich stets mit der gleichen Wut angegriffen, laun hatte ich ihn geschlagen, stand er schon wieder launbereiter vor mir.“

Der stolze Augenblick seines Lebens ist es wohl gewesen, als am 19. Oktober 1813 auf dem Marktplatz von Leipzig der Kaiser Alexander von Rußland ihm entgegen ging und ihn mit den Worten umarmte: „Mein lieber General, Sie haben das Beste getan, Sie sind der Befreier von Deutschland.“ Blücher aber erwiderte: „Kaiserliche Majestät, erlauben Sie mich, ich habe bloß meine Schuldigkeit getan, aber meine braven Truppen, ja, die haben mehr getan, viel mehr!“

Reidlos hat er stets die Verdienste der Anderen anerkannt! Ergreifend seine Gedächtnisrede auf seinen am 28. Juni 1813 zu Prag verstorbenen Freund Scharnhorst nach dem Sieg bei Wartenburg am 4. Oktober 1813. Steffens, Blüchers Adjutant, hat uns darüber berichtet: „Blücher nahm das Wort, nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darstellung des großen Krieges anschaulicher, lebendiger, herrlicher vortragen; der fast unwillkürliche Erguß seiner Rede war ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung. Er rief am Schluß derselben den Sohn des verstorbenen Felden zu sich; dieser, der es liebte, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Äußeres zu beherrschen, mußte sich dem Redner gegenüberstellen und vermochte es nicht, seine Erschütterung zu verbergen.“ Bei anderer Gelegenheit hat Blücher ebenso feierlich neidlos des Verdienstes des großen Waffenschmiedes des preussischen Befreiungskampfes gedacht: „Solltest du in dieser Stunde unter uns weilen, Geist meines Freundes, mein Scharn-

horst, so vernimm mein Bekenntnis, daß ich ohne dich nichts geleistet haben würde.“

Überhaupt ist der „wilde“ Marschall Vorwärts ein sehr empfindlicher Mensch gewesen. Immer wieder findet man in den Briefen an seine Frau die Sehnsucht nach dem Ende des Blutvergießens: „Ich hoffe zu Gott, es sollen die letzten im Kriege sein, ich habe das Morden zum Überdruß satt —“ und — „Gott sei gedankt, das Blutvergießen wird aufhören“. An den König schreibt er: „Eine heilige Pflicht glaube ich noch zu erfüllen, wenn ich Eurer Majestät Guld und Fürsorge für die Witwen und Waisen ersehe, deren Männer und Väter an diesem Tage (Schlacht bei Leipzig) einen so ehrenvollen Tod fanden.“

Von gleichem warmen, menschlichen Empfinden zeugen die Worte, die er zu dem späteren König Friedrich Wilhelm IV. sprach. Es war am Abend der Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814. Die Stadt Brienne war in Brand geschossen, da faßte der greise Feldmarschall die Hand des neben ihm reitenden Kronprinzen und sagte zu ihm: „Da sehen königliche Hoheit den Jammer des Krieges. Ein Trost, wahrer Balsam auf die Wunden ist es, wenn der Krieg ein so gerechter ist wie der unsere. Aber wehe dem, der Krieg führt aus bloßer Herrsucht, Selbstsucht und Gier nach Eroberungen, dem wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen zum siedenden Öl auf dem Gewissen.“

Und dann wollen wir auch der Treue gedenken, mit der er der edlen Königin Luise ergeben war, die er in der Blüte der Jahre hatte dahinwischen sehen an gebrochenem Herzen ob der Schmach und Not des Vaterlandes! Bei der Nachricht von ihrem Tode hat er ausgerufen: „Wenn die Welt in die Luft stöge, mir wäre recht.“ Und am 22. Juli 1810 schrieb er an seinen Freund Friedrich von Eichenhart: „Sie muß für uns zu gut gewesen sein. Es ist doch unendlich, daß einen Staat so viel auf einander folgenden Unglück treffen kann als den unseren! In meiner jetzigen Stimmung ist mir nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen Enden!“ So trauerte der alte ritterliche Soldat um seine edle Königin. Als er am 30. März 1814 vom Mont Martre auf das eroberte Paris sah, da sagte er mit bewegter Stimme: „Luise ist gerächt!“ Dieselbe edle Gesinnung besaßte seinen Stabschef Gneisenau, wie uns Stolz, damals Adjutant Gneisenaus, berichtet, hat nach den herrlichen Siegen der Befreiungskriege Gneisenau öfter ausgerufen: „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt.“ In dieser Gesinnung, erfüllt von der Überzeugung, daß die Befreiung ihn zur Vernichtung des Tyrannen berufen, hat Blücher den Freiheitskampf gekämpft! Neben dem stämmigen „Marschall Vorwärts“ darf der „andere Blücher“, der Mann der tiefen edlen Empfindung nicht vergessen werden!

Dr. Ludwig Roth.

## Welt u. Wissen

Warum kräht der Hahn? Der Hahn, der nach dem Wort in Shakespeares „Hamlet“ „zur Trompete dient dem Morgen“, ist seit unvorstelllichen Zeiten als Wecker und Uhr benutzt worden. Aber mit den wissenschaftlichen Beweggründen, aus denen der Herr des Hühnerhofes seinen Ruf erschallen läßt, hat man sich erst in neuester Zeit beschäftigt. Ein russischer Gelehrter D. Sinitsin, der seine Beobachtungen zu Moskau in Rußland ausführte, hat darüber eine Arbeit veröffentlicht, über die in der Pariser Akademie der Wissenschaften berichtet wurde. Sinitsin hatte einen Hahn in sein Arbeitszimmer untergebracht und stellte nun fest, daß das Tier regelmäßig in der Zeit zwischen 11 Uhr abends und 5 Uhr morgens von Stunde zu Stunde krähte; zwischen dem genauen Stundenschlag befand sich höchstens ein Spielraum von 10 Minuten. Vor 11 Uhr war der Hahn stumm, und nach 5 Uhr morgens krähte er nur noch unregelmäßig. Die Regelmäßigkeit der nächtlichen Stundenrufe war bei längerer Beobachtung sehr bemerkenswert. Es scheint, daß der Hahnenschrei weder durch Veränderung des Luftdrucks noch durch Musik, noch durch Licht oder durch Gespräche, die in seiner Gegenwart geführt wurden, irgendwie beeinflusst war. Das Krähen war um 2 Uhr und um 4 Uhr morgens am stärksten und wurde von einem Flügelgeschlagen begleitet. Sinitsin ist über die Frage, warum der Hahn kräht, zu keinem klaren Ergebnis gelangt. Er glaubt, daß die Umdrehung der Erde oder irgend welche noch unbekannten Strahlungen dabei eine entscheidende Rolle spielen müssen. Er spricht die Vermutung aus, daß die Zeiteinteilung in zweimal 12 Stunden, die von der Menschheit angenommen worden ist, in Zeiten, da eine genaue Zeitmessung während der Nacht noch nicht möglich war, veranlaßt wurde durch das regelmäßige Krähen des Hahnes in bestimmten Zeitabständen, und er läßt ein Zukunftsbild vor uns aufsteigen, das die Züchtung einer Rasse von Hähnen voraussetzt, die in ganz regelmäßiger Weise die Stunden anzeigen. Jedenfalls steht trotz dieser Bemühungen die Erforschung des Hahnenschreies noch in den Anfängen.